



Bericht zum 7. Basler Renaissancekolloquium

am 19. Oktober 2007

von Jonas Heller, Johannes Grave, Marco Vencato

«Die Renaissance als internationaler Modernisierungsprozess»

Unter diesem Titel stellte das 7. Basler Renaissance Kolloquium gleich zwei grosse Themen ins Zentrum - Internationalisierung und Modernisierung.

In seiner Einführung wies Achatz von Müller darauf hin, dass der Aspekt der Internationalität in der Renaissanceforschung schon früh diskutiert wurde. Bereits Jacob Burckhardt rückte in seiner «Cultur der Renaissance in Italien» einige europäische Länder ins Blickfeld, die angesichts der späteren Fokussierung auf Italien allerdings bald in den Hintergrund der Forschung gerieten. In den letzten Jahrzehnten erhielt der Gedanke der Internationalisierung durch renommierte Wissenschaftler erneut grösseres Gewicht: Während Peter Burke die Bedeutung Italiens auf eine lediglich paradigmatische Rolle beschränkt wissen wollte, thematisierte Natalie Zemon Davis in ihren Werken insbesondere Frankreich als wichtigen Schauplatz der europäischen Renaissance. Die Frage der Modernisierungsfunktion der Renaissance ist dagegen weitaus strittiger. Noch heute liegen die Positionen innerhalb eines breiten Spektrums, das von Burckhardts Feststellung eines Rückbezugs aufs Mittelalter bis zur Ansicht Panofskys reicht, der in der Fähigkeit der Perspektivierung von Raum und Zeit und im dadurch gewonnenen Bewusstsein der eigenen Distanz zur Vergangenheit einen ersten Schritt in Richtung Moderne sah. Die beiden inhaltlichen Schwerpunkte des Kolloquiums scheinen auf den ersten Blick disparat, lassen sich allerdings leicht in einer einzigen Frage zusammenführen: Derjenigen nach der kulturellen Ausdehnung der Renaissance. Dass diese geographisch von Portugal bis Italien reichte und zeitlich das Spannungsfeld zwischen Antike, Mittelalter und «Early Modern History» umfasst, machten die Referenten in ihren philosophie-, literatur- und kulturgeschichtlichen Überlegungen deutlich.

Prof. Dr. Enno Rudolph (Luzern):

Die Renaissance als europäischer Säkularisierungsprozess

Renaissance, Europa, Säkularisierung – drei Begriffe, deren häufige Verwendung zumeist mit inhaltlicher Unbestimmtheit einhergeht und die für Enno Rudolph deshalb zu «Reizwörtern» geworden sind. Reizt schon jedes für sich, so ihre Kombination erst recht: Ob es eine Renaissance in Europa, eine europäische Renaissance, tatsächlich gegeben hat, war nach Rudolph nicht zufällig Gegenstand eines immer wieder neu erwachsenden skeptischen Zweifels und auch er selbst möchte

den Titel seines Vortrags mehr als fragende These denn als unverrückbare Feststellung verstanden wissen. Unstreitbar sei einzig die Tatsache, dass die europäische Kulturgeschichtsschreibung eine Epoche kennt, die sie als «Renaissance» bezeichnet. Die Existenz eines Konzepts der Renaissance lässt sich kaum leugnen und wird gerade in der Frage nach seiner Berechtigung evident. Dies dient Rudolph als Ausgangspunkt seiner Überlegungen; unter dem vorsichtigen Hinweis, dass Philosophiehistoriker dazu neigen, sich eine eigene Vorstellung von Geschichte zu machen, plädiert er dafür, die einzelnen Thesen, die sich für oder gegen ein Renaissancekonzept aussprechen, auf sich beruhen zu lassen, dem Streit den Rücken zu kehren und stattdessen eine Renaissance schlicht anzunehmen: Als Name einer Epoche zwischen Petrarca und Erasmus, einer Epoche, die mit der vorherigen gebrochen hat, ohne sich selbst zunächst als eine eigene aufzufassen. Die Bruchstelle sieht Rudolph in der Transformation eines kirchlich geprägten, religiös durchdrungenen Zeitalters hin zu einer profanen Sicht auf Welt und Leben, kurzum: in der Säkularisierung.

Am Beginn der Renaissance steht Petrarca, der die Distanz zwischen seiner eigenen Zeit und der idealisierten Antike erkannte und in Opposition zu Karl dem Grossen keine Kontinuität zu stiften suchte, wo diese nicht vorhanden war. Dabei glaubte Petrarca, selbst noch in derselben Zeit zu leben, die vor Jahrhunderten das Ende der Antike vollzogen hatte, und betrachtete sich damit in gewissem Sinne als «Zeitgenosse» Karls des Grossen. Petrarca wird für Rudolph zum Repräsentanten eines sich selbst kritisierenden Mittelalters, das sich nicht bewusst von der eigenen Gegenwart absetzte, um diese zur Vergangenheit zu machen. Erst im Blick der Nachgeborenen wurde die Selbstkritik zum Bruch und Petrarca zum Schöpfer eines Neuen, zum «Vater des Humanismus». Das Erbe Petrarcas trat in erster Linie Pico an, der die Selbstkritik des Mittelalters in zweierlei Hinsicht vorantrieb: Einerseits – in den Fußstapfen Petrarcas – durch die Normierung der Antike als kulturellem Wert, andererseits durch eine Selbstsäkularisierung des Mittelalters, in der sich die Proklamation der Autonomie des Individuums mit einer schleichenden Unterwanderung des Christentums durch die heidnische Philosophie verband. Der prozesshafte Charakter, der diesen Phänomenen eigen ist, macht deutlich, dass der Begriff der Renaissance keine Epochenschwelle und keinen Einschnitt bezeichnen kann, weniger einen Bruch als ein Brechen meinen muss. Nicht primär zeitlich, sondern vielmehr inhaltlich versucht Enno Rudolph denn auch die Renaissance zu fassen: Als Motivsammlung von Erscheinungen in Kunst, Literatur und Religion, die – beispielsweise in der Normierung der Antike – eine gemeinsame Stossrichtung zeigen.

PD Dr. Tobias Leuker (Münster):

'Neue Dichtung, neues Statusdenken' – Protagonisten der portugiesischen Poesie im 16. Jahrhundert

Der Vortrag von Tobias Leuker widmete sich aus einer dezidiert komparatistischen Perspektive Phänomenen der Modernisierung in den volkssprachlichen Literaturen der Romania. Einleitend wies Leuker darauf hin, dass der Begriff der Modernisierung dabei einer zweifachen Brechung unterliege: Zum einen beziehe sich der Begriff der «moderni» in der Renaissance auf literarische Paradigmen, die aufgrund ihrer Distanz zur Antike gerade nicht zum Leitbild der Literatur dieser Zeit wurden. Ein literaturwissenschaftlicher Begriff von Modernisierung weiche daher notwendig von der Begriffsverwendung der Renaissance ab. Zum anderen vollzögen sich Modernisierungsschübe in der französischen, spanischen und portugiesischen Literatur durch eine systematische Anwendung des imitatio-Paradigmas, mithin durch Nachahmung lateinischer und italienischer Vorbilder, nicht primär durch genuine Neuschöpfungen. Einen exemplarischen Strang dieser aus der imitatio abgeleiteten literarischen Modernisierung verfolgte Leuker am Beispiel des spanischen und insbesondere portugiesischen Petrarkismus. Am Beispiel der spanischen Dichter Juan Boscán y Almagáver und Garcilaso de la Vega erläuterte er die komplexe Kombination älterer, autochthoner Traditionen mit neuen Formen des Petrarkismus. Anhand von Dichtungen und poetologischen Reflexionen portugiesischer Dichter wie Francisco Sá de Miranda und António Ferreira konnte er zudem aufweisen, wie sich auch der poetologische Diskurs über die Wahl literarischer Formen aus theoretischen Anleihen (etwa an Pietro Bembo, Joachim Du Bellay oder Pierre de la Ramée) speiste. Dass sich die literarische Modernisierung sowohl in der Praxis als auch in ihrer poetologischen Reflexion stark von italienischen und französischen Vorbildern leiten ließ, erscheint besonders angesichts ihrer kulturpolitischen Stoßrichtung bemerkenswert. Denn bei Dichtern wie Ferreira

verbindet sich, so Leuker, die petrarkistische imitatio mit einer politisch motivierten Bevorzugung der eigenen Volkssprache. Gerade die forcierte Anlehnung an literarische Vorbilder aus Italien sollte die Aufwertung des Portugiesischen legitimieren, um die zuvor stark fremdbestimmte portugiesische Hofkultur auf eine neue Grundlage zu stellen.

Dr. Caspar Hirschi (Cambridge)

Der Renaissance-Humanismus: ein Motor der Modernisierung?

Ausgangspunkt von Caspar Hirschis Überlegungen zu den langfristigen Modernisierungsleistungen des Renaissance-Humanismus bildete Burckhardts Meistererzählung über die Kultur der Renaissance in Italien als unauflösbar ambivalentes Deutungsangebot für die Selbstwahrnehmung europäischer Intellektueller. Die hier kontrastreich vorgenommene Verknüpfung von Fortschritts- und Dekadenztopoi habe den Humanisten nicht nur die Führungsrolle bei der Initiierung einer umfassenden kulturellen Erneuerungsbewegung zugeschrieben, sondern ebenso die «Entfesselung» einer modernen, d.h. tendenziell entwurzelten und individualistischen Subjektivität, deren moralische Folgekosten Burckhardt mit dem Hinweis auf das Umsichgreifen von «Unglauben», «böartigem Hochmut» und «schändlichen Ausschweifungen» klar benannte. In einem kurzen historiographischen Rückblick zeigte Hirschi auf, wie dieses Burckhardt'sche Renaissancekonstrukt durch die Humanismusforschung der frühen Nachkriegszeit eine doppelte Engführung erfuhr, im Dualismus von segensreichem Bürgerhumanismus und korrumpiertem Literatenhumanismus bei Baron einerseits und durch Kristellers Versuch einer ideengeschichtlich fundierten Inhaltsbestimmung des Humanismus andererseits.

Um den Humanismusbegriff neu abzustecken und das Verhältnis der studia humanitatis zur Moderne mit der nötigen historischen Tiefenschärfe zu verstehen, plädierte Hirschi in Abgrenzung dazu dafür, die habituellen Distinktionspraktiken der Humanisten näher in den Blick zu nehmen. Die so von Hirschi konzipierte Kulturgeschichte der europäischen Intellektuellensozialisierung rückte die Figur des Humanisten konsequenterweise in der Rolle des «vielseitigen Sprachvirtuosen» in den Vordergrund, der sich unablässig durch eigene Publikationen, intensive Briefkorrespondenz und rastlose Vernetzungsaktivitäten um die Gunst der humanistischen Lichtgestalten bemühte, um im Erfolgsfall – nach Absolvierung eines mehrstufigen Selektionsverfahrens – in die res publica literaria aufgenommen zu werden. Der neue, sich universalistisch und zugleich aristokratisch gebärdende Gelehrtenhabitus, der sich im Wechselspiel von Offenheit und Abschliessung allmählich herausbildete, fand nicht nur rasch Anschluss an die zunehmend säkularisierte Welt der Universitäten, sondern ging auf lange Dauer praktisch vollständig in der höfisch-städtischen Herrschaftskultur auf. Entscheidend dabei war die Funktionalisierung der Hauptinnovation humanistischer Gelehrsamkeit – i.e. die Ästhetisierung der lateinischen Sprache – für die Legitimations- und Repräsentationsinteressen der illegitimen Renaissancefürsten. Zwar konnte die rhetorisch vielbeschworene Komplizenschaft zwischen Geist und Macht nicht über die faktischen Abhängigkeitsverhältnisse von Schwert und Feder hinwegtäuschen. Dennoch war der neue Brückenschlag zwischen der abendländischen Gelehrten- und Herrschaftskultur für den Ausbau der politischen Propaganda, den späteren Siegeszug der experimentellen Naturphilosophie sowie für die Pathogenese der europäischen Intellektuellenhybris von grundlegender Bedeutung. Darin sieht Hirschi den durchaus auch im Sinne Burckhardts ambivalenten Beitrag des Humanismus zur Modernisierung Europas.

Schlussdiskussion

Das Modernisierungspotential von Humanismus und Renaissance wurde in der Schlussdiskussion nicht mehr prinzipiell in Frage gestellt, weckte allerdings das Bedürfnis nach einer präziseren Bestimmung. Achatz von Müller verortete die Produktivität der Renaissance, auf die sich die Referenten in ihren Beiträgen geeinigt hatten, in drei wesentlichen Entwicklungen. In Anknüpfung an Enno Rudolph fällt für ihn als erstes das Potential zur Selbstsäkularisierung einer weitgehend kirchlich geprägten Gesellschaft in den Blick. Den zweiten Punkt bilden veränderte Formen der Selbst- und Weltwahrnehmung, ohne die eine säkularisierte Lebenspraxis nicht zu denken wäre. Während sich das neue Selbstverständnis durch eine historische Einordnung der eigenen Zeit in den Verlauf der Geschichte ergab, wurde das herkömmliche Weltverständnis im Rahmen einer empirisch arbeitenden Naturforschung modifiziert. Hinzu tritt als dritter Punkt die Verschränkung von gelehrter Rhetorik und

politischer Propaganda, die Caspar Hirschi im Wirken der Humanisten festmachte, die die «Nutzlosigkeit» als gelehrten Habitus einführten und damit den Nutzen der Wissenschaft für die Gesellschaft neu bestimmten.

Die beschriebenen prozessualen Phänomene wurden allerdings auf kürzere Dauer immer wieder von Brüchen und Rückwendungen gehemmt und zeigen sich deshalb erst in der Betrachtung längerer Zeitabschnitte. Wie Tobias Leuker in seinem Beitrag nachgewiesen hat, lässt sich dies nicht nur für den Aspekt der Modernisierung feststellen, sondern bestimmt auch wesentlich die Frage nach der Internationalität der Renaissance. Denn alle Ansätze poetischer Internationalisierung innerhalb der Romania standen in einem wechsellvollen Spannungsverhältnis mit nationalen Tendenzen.

Wer sich der Renaissance als einer Epoche zwischen Bruch und Übergang annähern möchte, ist auf behutsames Herantasten verwiesen. Ins Zentrum der Diskussion rückte deshalb erneut Enno Rudolphs Methode einer Motivsammlung. Denn über alle Spannungen und Heterogenitäten hinweg lässt die Gruppierung charakteristischer Phänomene, wo sie keinen Absolutheitsanspruch erhebt, genügend Raum für fragmentarische Einsichten. Und diese sind es letztlich, die das «Projekt Renaissance» schärfen.